

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 66 (1995)
Heft: 2

Buchbesprechung: Da - neben leben [Peter Pfrunder, Koni Nordmann]

Autor: Sonderegger, Paul

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Kontrast-Publikation im Auftrag der Stiftung Ilgenhalde

DA - NEBEN LEBEN*

Von Peter Pfrunder, Text, und Koni Nordmann, Bilder

«**D**a - neben leben» ist eine ungewohnte Jubiläumsschrift. «Da - neben leben = Ausgegrenzt»: gleich denken wir an Süchtige, Obdachlose, unter der Armutsgrenze Lebende, kriminell Gewordene...

Mit der Jubiläumsschrift 20 Jahre Ilgenhalde wird der Alltag geistig und mehrfachbehinderter Kinder des Sonderschulheimes in Fehraltorf sowie der Männer und Frauen der Wohnheime mit Arbeitsstätten Ilgenpark in Ramsen SH und Ilgenmoos in Effretikon ergreifend dargestellt. Fotograf Koni Nordmann hat anlässlich seiner Heimbesuche Bilder eingefangen, die erschüttern. Texter Peter Pfrunder öffnet uns mit seinen eindrücklichen Schilderungen die schwer zugängliche Welt massiv behinderter Menschen und weckt durch die folgenden Beiträge unsere Anteilnahme:

«Heimwärts. Das Recht anders zu sein. Ihr dürft nichts erwarten. An der Grenze leben. Das Geheimnis aushalten.»

Hilflosigkeit, Angst, Verzweiflung, Leiden – aber auch Glücksempfinden, Gehaltensein durch liebevolle Betreuung mit fachkompetenter Schulung und Anleitung prägen das Leben dieser schuldlos Ausgegrenzten. Das vorliegende Bild- und Schriftdokument rüttelt uns auf. Wir finden Verständnis dafür, wenn aus unserer ehtischen Grundhaltung heraus geholfen wird, um auch diese Menschen Lebensqualität erleben zu lassen. Ich meine, das Experiment, ausserstehenden, kritischen Medienfachleuten Einblick in dieses humanitäre Wirken zu gewähren und zu einer Stellungnahme aufzufordern, habe sich gelohnt, wenn eine breitere Öffentlichkeit von diesem Werk erfährt und daraus entsprechende Folgerungen zieht. Dem Stiftungsrat, der den Mut fand, die drei Institutionen der Stiftung mit einer unverfälschten Fremddarstellung durchleuchten und beurteilen zu lassen, gebührt Anerkennung.

Paul Sonderegger

Nachfolgend finden Sie einen Auszug aus dem Originaltext «Da - neben leben».

Diese Publikation ist zu beziehen bei: Ilgenmoos, Bachwies 6, 8307 Effretikon, Telefon 052 32 10 22.

* Auszug aus der Jubiläumsschrift.

An der Grenze

«Der Aufschwung beginnt im Kopf», behauptet ein grosses Plakat, das zur Überwindung der Wirtschaftskrise beitragen soll. Von Zeit zu Zeit donnert ein Lastwagen vorbei, dann herrscht wieder Ruhe auf der Überlandstrasse. Petersburg, Aussenquartier der Gemeinde Ramsen und eine der nördlichsten Ecken der Schweiz, ist auf Grenzverkehr eingestellt: Zweihundert Meter vor der Zollbarriere, umringt von Feldern, Wiesen und Äckern, finden sich Tankstellen, Garagen, Kioske, Läden mit Schokolade, Zigaretten und Souvenirs, ein paar ältere Wohn- und Gasthäuser sowie ein verschlafener Bahnhof, an dem seit Jahren kein Personenzug mehr gehalten hat.

Unauffällig fügt sich das beige, dreigeschossige Haus mit weitläufigem Garten in diese Umgebung. Nichts deutet darauf hin, dass hier erwachsene Menschen leben, die andernorts ein tristes Dasein hinter geschlossenen Klinik- und Anstaltsmauern fristen müssten: Frauen und Männer, die von der IV eine Hilflosenentschädigung erhalten, weil sie gemäss amtlichem Formular a) in alltäglichen Lebensverrichtungen regelmässig in erheblicher Weise auf die Hilfe Dritter angewiesen sind, b) einer durch das Gebrechen bedingten dauernden und besonders aufwendigen Pflege bedürfen,

c) einer dauernden persönlichen Überwachung bedürfen, d) wegen einer schweren Sinnesschädigung oder eines schweren körperlichen Gebrechens nur mit regelmässigen und erheblichen Dienstleistungen Dritter in der Lage sind, gesellschaftliche Kontakte zu pflegen.

Ende siebziger, Anfang achtziger Jahre gab es immer mehr Schwerbehinderte, die zwar als Kinder die neuen Sonderschulen durchlaufen hatten, aber als Erwachsene keinen Heimplatz mehr fanden, weil sie auch in einer geschützten Werkstatt überfordert waren. Für sie blieb der Anspruch auf Integration unerfüllbar, denn entsprechende Institutionen fehlten. Sollten sie nach jahrelanger, gezielter Förderung nun einfach wieder in die «Psychi» abgeschoben werden?

Es gab nur eine Alternative: neue Heime gründen. Auch der Verein Kinderheim Ilgenhalde wurde aus eigener Betroffenheit aktiv und beschloss, selber geeignete Plätze zu schaffen. 1985 konnte in Ramsen der Ilgenpark eröffnet werden, ein Wohnheim mit Beschäftigungsstätte für geistig- und mehrfachbehinderte Jugendliche und Erwachsene. Das rund hundertjährige Haus, dem Verein von einer Gönnerin vermacht, schien zwar zunächst nur bedingt für die Betreuung von Schwerstbehinderten





nutzbar. Aber die neuen Besitzer fixierten sich nicht auf die gängigen Vorstellungen über Heimarchitektur. Eine Struktur, die den Lebensgewohnheiten und -bedürfnissen nichtbehinderter Menschen angepasst war, bot sogar Chancen. Sanft umgebaut, rollstuhlgängig gemacht und durch einen separaten Beschäftigungstrakt erweitert, vermittelte das Haus mit seinen Nischen und Ecken Geborgenheit und Wohnlichkeit. Auf drei Etagen liessen sich eine Dreiergruppe sowie zwei Sechsergruppen unterbringen.

Der schonende Umgang mit einem Gebäude, dessen Geschichte überall präsent war, entsprach auch den Auffassungen des Heimleiters, Peter Moser, über den Umgang mit den Bewohnern: «Unser Ziel ist nicht, das auffällige oder störende Verhalten einer Person so schnell wie möglich mit allen Mitteln zu beseitigen. Vielmehr akzeptieren wir einen Menschen zunächst in seiner Eigenart, samt der Behinderung, die für andere mitunter eine enorme Belastung ist. Medikamente setzen wir sparsam ein, obschon es für die Umgebung angenehm sein mag, wenn einer ‚ein Brett vor dem Kopf hat‘ und ruhig ist. Aber entscheidend ist doch die Frage, ob es ihm selbst dabei besser geht.»

Anstatt den Behinderten um jeden Preis zu ändern, versuchen Peter Moser und sein Team auf dessen manchmal unbequeme Botschaften einzugehen und, wenn nötig, das Milieu zu verändern, das für sein Verhalten mitverantwortlich ist. Die Milieugestaltung leistet einen wesentlichen Beitrag zur Steigerung der Lebensqualität. «Wir beziehen möglichst viele Faktoren aus der Lebenswelt eines Behinderten ein, um eine Situation zu schaffen, die seinen individuellen Be-

dürfnissen entspricht. Dabei behalten wir immer auch die Lebensqualität des Kollektivs im Auge.» Einer Frau, die jeden Morgen beim Aufstehen mit Gewalt um sich schlägt, begegnet man im Ilgenpark nicht mit Sanktionen, sondern erleichtert ihr den Einstieg in den Tag mit klassischer Musik oder einer sanften Lichtquelle.

Einem Mann, der zehnmal täglich in den Kleidern unter die Dusche steht, verbietet man nicht einfach generell das Duschen, sondern baut eine Vorrichtung ein, damit er selbst nur den Hahn über den Füßen öffnen kann. Einen tagsüber an den Rollstuhl gefesselten Tetraspastiker, der jede Nacht durch sein Zimmer robbt, bindet man nicht am Bett fest, sondern legt seine Matratze so tief, dass er gefahrlos aussteigen kann; wenigstens die kleinen nächtlichen Ausflüge sollten ihm erhalten bleiben.

Obschon die Bewohner des Ilgenparks meilenweit vom Produktionsniveau einer geschützten Werkstatt entfernt sind, hält Peter Moser an einer klaren Trennung von Freizeit und Beschäftigung fest. Von neun bis zwölf und von zwei bis vier wird in separaten Räumen, ausserhalb des Wohnhauses, in kleinen Gruppen und mit möglichst individueller Betreuung oder Handführung gearbeitet. Walter H. zersägt an einer speziellen Vorrichtung Holzstücke, Miriam W. sortiert Glasstücke nach verschiedenen Farben, Leni Z. versucht sich an einer Stickerei auf Karton. Das Spektrum der Beschäftigungen reicht von der blossen Bewegungsübung eines Gelähmten, der auf einem Stehbrett angeschnallt ist, über die Konzentration eines Spastikers auf eine Bastelarbeit mit Holz bis zum Kerzenziehen mit einer einfachen, phantasievollen Konstruktion, die auch ein Schwerbehin-

derter mit einem einzigen Handgriff bedienen kann.

Erwachsene Menschen, die ohne Anregung vielleicht tagelang Löcher in die Luft starren, sprachlos in der Tiefe ihres schwer entstellten Körpers versinken und sich hin und wieder mit einem verzweifelten Schrei Luft verschaffen – solche Menschen erfahren und definieren sich hier über Arbeit. Das ist keineswegs selbstverständlich. Noch vor wenigen Jahren herrschte die Meinung vor, mit achtzehn Jahren sei das Entwicklungspotential eines Schwerbehinderten ohnehin erschöpft. Aber Peter Moser gehört zu jenen Pionieren seiner Branche, die sich aufgrund praktischer Erfahrungen von diesem Vorurteil verabschiedet haben. «Schwerbehinderte sind kraft ihres Menschseins ebenso entwicklungsfähig wie alle andern Menschen. Sie verändern sich, durchleben gute und schlechte Phasen, und man braucht nicht alle möglichen Massnahmen zu treffen, um Ungemach von ihnen fernzuhalten. Auch Behinderte müssen ihre Krisen durchleben.»

In jeder Lebensgeschichte sind Krisen mitunter wichtige Zeiten der Reifung und Entwicklung. Dass dabei Überraschungen möglich sind, zeigt das Beispiel des äusserlich unversehrten Armin A., der extrem autistisch veranlagt und durch einen internen Wasserkopf geistig schwer geschädigt ist. Als er mit zwanzig Jahren stumm, unselbständig und beziehungsunfähig in den Ilgenpark kommt, kann er kaum fünf Minuten stillsitzen; erst allmählich lernt er, sich in eine Gruppe zu integrieren. Doch nach einigen Jahren beginnt er aus unerfindlichen



Gründen, sich selbst und andere mit heftigen körperlichen Attacken zu gefährden. Der Weg in die psychiatrische Klinik scheint unvermeidlich. Als Armin schliesslich auch noch erblindet, befürchtet man das Schlimmste. Aber entgegen aller Erwartungen fängt er sich auf und beruhigt sich. Trotz seiner Isola-

tion kann er heute ausgewählten Menschen sehr charmant begegnen, sagt der Heimleiter; «und sein Flair für hübsche Frauen ist verblüffend». Manchmal teilt Armin durch feine, lustvolle Geräusche mit, dass er sich am Leben freut; ein stiller Geniesser, dessen Sensibilität in einer Grossgruppe gar nicht wahrgenommen würde. Wann der nächste Absturz kommt, ist freilich ungewiss.

Während Armin A.s Veränderungen kaum rational zu erklären sind, hängt die Entwicklung von Janine N. eindeutig mit dem günstigen Milieu zusammen. Im siebten Schwangerschaftsmonat geboren und während Wochen im Brutkasten versorgt, leidet Janine noch heute an den Folgen frühkindlicher Verwahrlosung. Autistisch, taubstumm, autoaggressiv und cerebralgelähmt, muss sie 1985 mit zwanzig Jahren das Sonderschulheim in Fehraltorf verlassen. Ihre Eltern stellen sie in rund zwanzig Heimen vor. Aber überall wird sie abgewiesen, denn sie fällt nicht nur durch penetrantes Schreien und massloses Essen und Trinken auf, sie schlägt auch immer wieder ihren eigenen Kopf am Boden blutig, beisst sich ganze Fleischstücke aus der Hand und verprügelt Betreuerinnen und Betreuer.

Schliesslich wird sie vor der Einweisung in die psychiatrische Klinik bewahrt, indem sie einen Platz im neu eröffneten Ilgenpark erhält. Hier setzt man ihr von aussen den Rahmen, der ihr im Innern fehlt. Sie erhält intensive Zuwendung und darf gewisse Bedürfnisse massvoll ausleben; zugleich strukturiert man ihren Alltag mit strengen Regeln. Beim Essen zum Beispiel kann sie selber schöpfen, muss jedoch eine klar definierte Grenze einhalten. Und wichtige körperlich-sinnliche Erlebnisse gewährt man ihr, indem sie zu genau festgelegten Zeiten die Hände ins Wasserbad legen, schöne Kleider anziehen und sich schminken darf. Tatsächlich erlangt Janine mit der Zeit eine erstaunliche innere Balance, entfaltet sogar ihren eigenen Schalk und Humor. Die bald dreissigjährige Frau beginnt, die Nähe anderer Menschen zu suchen und auf ihre Weise Zuneigung oder Ablehnung auszudrücken.

Die grosse Nachfrage nach Heimplätzen für schwerbehinderte Menschen war mit den fünfzehn Plätzen im Ilgenpark natürlich nicht zu befriedigen. Aber die Erfahrungen in Ramsen zeigten neue Wege auf. Die Eröffnung einer Aussenwohngruppe im Dorf selbst war eigentlich nur die logische Konsequenz aus der Einsicht, dass Schwerbehinderte von der Normalisierung der Lebensumstände profitieren. Hier gelang, was auch Fachleute kaum für möglich gehalten hätten – in einer Wohnung, die nur geringfügig verändert wurde und so eingerichtet ist,

dass sich jedermann darin wohl fühlen könnte. Dabei ist der personelle Aufwand insgesamt nicht höher als bei grossen Institutionen, die allein für die Administration einen beträchtlichen Kräfteverschleiss in Kauf nehmen.

Die Möglichkeit, Schwerbehinderte in Zukunft immer häufiger in Aussenwohngruppen unterzubringen, ist daher durchaus nicht abwegig. «Ideal wäre eine Art Verbundsystem von kleinen Heimen und Aussenwohngruppen», meint Peter Moser, «dezentral wohnen, gemeinsam arbeiten.»

Mosers Erfahrungen sind zu einem schönen Teil in die dritte Institution eingeflossen, mit der die Ilgenhalde 1993 – inzwischen in eine gut abgestützte Stif-

tung umgewandelt – weitere achtzehn Plätze für schwer geistig- und mehrfachbehinderte Erwachsene einrichtete; sie erhielt dabei massgebliche Unterstützung von Bund und Kanton. Im Ilgenmoos, dem neuen Wohnheim mit Beschäftigungsstätte in Illnau-Effretikon, konnten die Forderungen nach Individualität, Überschaubarkeit, Wohnlichkeit und sinnvoller Lebensgestaltung mit den Annehmlichkeiten modernen Bauens kombiniert werden. Das Heim befindet sich mitten in einem belebten Quartier, und die einzelnen Wohnungen unterscheiden sich kaum von den Wohnungen anderer Neubauten. In ihnen leben Schwerbehinderte so, wie es sich für alle Menschen gehört: würdig. ■

Der Verein Aargauischer Kinder-, Jugend- und Behindertenheime (VAKJB) ist vom Regionalverein zur Sektion geworden

und heisst neu

Sektion Aargauischer Kinder-, Jugend- und Behinderteneinrichtungen (VAKJB).

Seine Mitglieder trafen sich am Abend des 12. Dezember 1994 in der Schwerhörigenschule Landenhof, Unterentfelden, zu einer ausserordentlichen Mitgliederversammlung. Mit der Verabschiedung der neuen, nach dem Musterstatut des Dachverbandes aufgebauten Statuten hat der Verein beziehungsweise die neue Sektion einen Grundsatzentscheid getroffen. Bereits die bisherige Vereinsbezeichnung hatte deutlich darauf hingewiesen, dass seine Mitglieder aargauische Kinder-, Jugend- und Behindertenheime sind, doch gehörte auch eine kleinere Anzahl Personenmitglieder dazu. Mit den neuen Statuten wird die Sektion nun ausschliesslich Heime zu ihren Mitgliedern zählen. Sie will sich inskünftig noch vermehrt als Forum und Interessenvertreterin der Heime stark machen.

Ich danke dem Vorstand für die grosse Aufbauarbeit und wünsche der ganzen Sektion weiterhin ein erfolgreiches Wirken.

Herman Kunkel



Der Vorstand verfolgt aufmerksam den Verlauf der Beratungen.